Zwei Jahre Zuchthaus.

Criminal-Novelle von N. J. Anders.

(4. Fortsetzung.)

„Es ist wahr, Sie sagten mir davon, liebes Kind," unterbrach Fräulein von Seldern jetzt, „doch haben Sie nie über den Grund dieser Rücksicht nachgedacht?"

„Aufrichtig gesagt, nein, gnädiges Fräulein. Der Grund, den mir der Werkführer gelegentlich meines Wiedereintritts mittheilte, schien mir begreiflich."

„Und dieser Grund war?"

„Man wollte mich," entgegnete Marie tief erröthend, „das Unrecht vergessen machen, welches man mir vordem zugefügt hätte."

„Sagten Sie mir nicht auch, mein Kind," nahm Fräulein v. Seldern nach kurzer Pause das Wort; „daß Ihnen fast in jeder Woche eine Gratification bezahlt wurde?"

„Freilich," erwiderte Marie, „und der Werkmeister erklärte mir regelmäßig, daß diese Gratification vom Herrn Commerzienrath Reder bewilligt sei, um mir die Mittel zu gewähren, meine Mutter unterstützen zu können."

Ein helles Lachen, fast roh und verletzend, unterbrach die Erzählung Marie's: „Und das haben Sie Alles geglaubt," fragte Fräulein von Seldern, aufs Neue laut und anhaltend lachend.

Fast verletzt blickte Marie zu ihrer Gönnerin auf.

„Ja, ist denn das so unglaublich?" fragte sie verlegen. „Ist es denn nicht ganz natürlich, daß die Menschen das begangene Unrecht gut zu machen suchten?"

Sie richtete so fragende, so kindlich rührende Blicke auf Fräulein von Seldern, daß jedes unverdorbene weibliche Gemüth davon tief ergriffen sein mußte.

„Mariechen," rief diese aufs Neue lachend, „Sie sind wirklich von einer so reizenden Naivetät, wie ich sie vorher nie an einem jungen Mädchen Ihres Alters wahrgenommen habe."

„Ja, wie soll es denn anders zugegangen sein?" fragte Marie aufs Neue erröthend.

„Bedenken Sie doch," erwiderte Fräulein v. Seldern im Tone wohlwollender Belehrung. Dieselben Menschen, die Sie ohne allen Grund, nur von nichtigem Vorurtheil geleitet, mit Schimpf und Schande wegjagen, sollten Sie wenige Monate später, während in der Zwischenzeit nichts geschah, dies Vorurtheil abzuschwächen, mit Liebe und Vertrauen überhäufen? Sie werden begreifen, daß das beinahe unmöglich ist."

„Das begreife ich nicht," erwiderte Marie schüchtern.

„Wirklich nicht? Nun ja, Sie sind eine sanguinische Natur, da ist das bei Ihrem unverdorbenen Gemüth erklärlich. Aber wie sollte der Commerzienrath, in dessen Fabrik wohl tausend Mädchen beschäftigt sind, der Sie wohl kaum dem Namen nach kennen mag, dazu kommen, Ihnen allwöchentlich noch eine Extra-Gratification zahlen zu lassen? Haben Sie sich denn diese Frage niemals vorgelegt?"

„Nein, wirklich nicht," erwiderte Marie, „und außerdem wurde mir auch immer gesagt, der Herr Commerzienrath Reder wäre ein sehr humaner Mann, so daß ich es sehr erklärlich fand, daß er in dieser Weise geschehenes Unrecht, so weit es sich thun ließ, wieder gut machen wollte."

„Nun, da muß ich Ihnen doch, so leid es mir thut, Ihre Illusionen nehmen," sprach Fräulein von Seldern. „Für Ihre Beförderung zur Aufseherin, für die Ihnen gewährten Gratificationen, ja für die Wiederaufnahme in die Fabrik haben Sie weder dem Werkführer, noch dem Commerzienrath Reder zu danken."

„Ja, wem denn sonst?" fragte Marie betroffen.

„Diese Frage macht mich staunen, Mariechen, haben Sie denn ganz vergessen, wer Sie veranlaßte, wieder nach der Fabrik zu gehen?"

„Nein, gewiß nicht und ich danke es dem jungen Herrn, der uns damals besuchte, recht von Herzen, daß er uns seine Theilnahme schenkte, aber für die eigentlichen Wohlthaten, die ich in der Fabrik erfuhr, kann ich ihm doch nicht danken."

„Wissen Sie, Mariechen, daß Sie da ein schweres Unrecht begehen? Ich will es Ihnen nur sagen, daß diese Wohlthaten direct von dem jungen Herrn stammen, der Sie zu hoch schätzt, um Sie durch das Anerbieten einer directen Unterstützung zu beschämen."

„Er schätzt mich?" fragte Marie von all dem Gehörten vollständig verwirrt, „wie ist denn das möglich? er kennt mich ja kaum."

„Er kennt Sie nicht?" fragte Fräulein von Seldern lächelnd. „Nein, Sie sind wirklich zu naiv. Haben Sie den Herrn denn nicht schon früher als bei dem Besuch in Ihrer Wohnung gesehen?"

„Freilich," bejahte jetzt Marie in reizender, schamhafter Verwirrung. „Aber ich habe nie ein Wort mit ihm gesprochen, gewiß nicht, daher ist es mir auch unbegreiflich, wie der junge Herr sich in der Weise für mich interessiren konnte."

„Ich sehe schon, ich muß ganz offen zu Ihnen sprechen," nahm Fräulein v. Seldern nach kurzer Pause das Wort, während Marie das von Purpur übergossene Antlitz beschämt senkte und kaum aufzublicken wagte.

„Sie wollen den Grund der Handlungsweise des jungen Herrn wissen, nun denn, ich sage Ihnen diesen Grund in wenigen Worten: Der junge Herr liebt Sie."

„Mich," rief Marie erschreckt aufspringend, „wissen Sie, gnädiges Fräulein, das wäre ein großes Unglück!"

„Ein Unglück?" fragte Fräulein v. Seldern. „Ist denn der junge Herr so gar häßlich und unleidlich?"

„Das nicht," erwiderte Marie schüchtern und mit gesenkten Blicken. „Aber ich mochte ihn vom ersten Augenblick an nicht leiden, und als er damals zu meiner Mutter kam, war es mir, als ob mir durch ihn noch ein großes Unglück bevorstände, so daß ich ihn bald kurz abgewiesen hätte. Außerdem ist er reich und kann es unmöglich mit einem armen Mädchen ehrlich meinen. Wenn aber das Alles nicht der Fall wäre, könnte ich ihm doch trotzdem nie Hoffnung machen, denn ich bin bereits längst verlobt, und wenn auch mein Verlobter zur Zeit nicht hier weilt, so werde ich ihm doch immer die Treue bewahren, wie er es verdient. Beinahe bedaure ich jetzt, daß ich die Wohlthaten empfing, denn hätte ich gewußt, woher sie stammen, ich hätte sie nimmermehr angenommen."

„Was Sie mir da eben sagen," erwiderte Fräulein v. Seldern, nicht frei von Hohn, „klingt sehr rührend und ist ganz dazu geeignet, in einem Sensationsroman Epoche zu machen, wenn es nicht schon zu oft dagewesen wäre. In der Wirklichkeit aber nimmt sich Alles ganz anders aus. Setzen Sie sich einmal zu mir, hören Sie mich ruhig an, und ich glaube immer, wenn Sie das, was ich Ihnen mittheile, sorgfältig prüfen, so werden Sie schließlich zu der Ueberzeugung kommen, daß ich es gut mit Ihnen meine."

Nur gezwungen nahm jetzt Marie an der Seite des Fräulein von Seldern Platz.

„Hören Sie mich an," begann Fräulein v. Seldern von Neuem. „Sie sagten mir, Sie seien verlobt und wollen Ihrem Verlobten die Treue halten, nun, das ist sehr löblich von Ihnen, doch haben Sie auch die Garantie, daß Ihr Verlobter, der schon seit Monaten nicht mehr in L. weilt, ebenso denkt?"

„Gewiß!" rief Marie.

„Zugegeben; doch deshalb kann Ihnen doch Ihr Verlobter nicht zürnen, wenn auch ein Anderer Sie schön findet, Sie liebt?"

„Nein, das nicht," erwiderte Marie, die plötzlich geistig gereift schien, „indessen eine solche Liebe erwidern oder auch nur durch einen Blick, durch ein Wort begünstigen, wäre elender Verrath.

„Sie urtheilen hart und ohne Weltkenntniß, ich glaube wirklich, Sie haben sich in Ihren Mußestunden allzuviel mit Romanlecture befaßt. Doch verlassen wir jetzt das heikle Thema der Liebe. Würde Ihr Verlobter Ihnen auch darüber zürnen, daß Sie sich dem jungen Herrn, der Sie mit Wohlthaten überhäufte, dankbar zeigen?"

„Ich bin diesem Herrn keinen Dank schuldig," erwiderte Marie kalt.

„Wie, so hätten Sie alles Gute vergessen?"

„Nein, das nicht, gnädiges Fräulein, mir will es aber scheinen, daß eine Wohlthat nur dann Werth hat, wenn sie uneigennützig gespendet wird. Wo aber Niedrigkeit und Eigennutz die Ursache bilden, da hat jede Wohlthat ihren Werth verloren; denn sie raubt dem Empfänger seine Menschenwürde."

„Das sind ja recht hochtrabende Worte," rief Fräulein von Seldern mit schneidendem Hohn. „Ich sehe, Sie haben sich schon recht hübsch in die Rolle der vornehmen Dame hineingelebt. Vergessen Sie indessen nicht, mein Fräulein, daß es nur eines Winkes Ihres Wohlthäters bedarf, eines Wortes, um Sie wieder in Ihr Nichts zurückzuschleudern."

„Gut denn!" rief Marie sich erhebend, „er soll dieses Wort sprechen und ich will freudig wieder die Arbeit aufsuchen, sie wird mir nicht schwer fallen, trage ich doch dann das Bewußtsein in mir, daß mich das schlechte Kleid der Arbeiterin vor Beleidigungen, wie ich sie hier eben erfahren habe, schützt. Gnädiges Fräulein," fuhr sie fort, während ihre schöne junonische Gestalt unter dem Eindruck der Worte zu wachsen schien, „als ich dieses Haus betrat, als ich, von Ihrer Liebenswürdigkeit geblendet, auf Ihren Wunsch einging, dauernd bei Ihnen zu bleiben, kannte ich Sie nicht. Jetzt aber bitte ich, mich meiner Dienste hier zu entheben.

„Das war ja sehr stolz gesprochen, haben Sie denn aber auch die Sicherheit, daß man Sie in der Fabrik wieder aufnehmen wird? Ich muß Ihnen diese Frage vorlegen, um Ihnen vielleicht eine bittere Enttäuschung zu ersparen. Sie scheinen nicht zu wissen, wer der junge Herr ist, dessen Wohlthaten Sie mit so schwarzem Undank vergelten."

„Ich mag seinen Namen nicht wissen," erwiderte Marie. „Wer er auch sei, ich verachte ihn, denn nie vorher im Leben habe ich den Fluch der Armuth so tief empfunden, als in diesem Augenblick und nun Fräulein, gestatten Sie wohl, daß ich gehen darf. Was ich noch von Ihnen habe, werde ich Ihnen senden, heute noch, sofort, auch die kostbaren Kleider, die bestimmt waren, die Schmach eines ehrvergessenen Mädchens zu verhüllen. Alles, alles sollen Sie zurückerhalten, nur lassen Sie mich gehen. Es duldet mich nicht länger hier, ich muß wieder frei, frische Luft athmen können, denn der Parfüm in Ihrem Hause, ich fühle es, verpestet mir die Seele."

Fräulein von Seldern hatte Marie mit keinem Wort unterbrochen, bleich vor Zorn stand sie dem jungen Mädchen gegenüber, während sie die Lippen zusammenbiß, denn sie fühlte zu wohl, daß Marie, das einfache Mädchen, wie ein strenger Richter ihr gegenüberstand. Sie hatte auf die Armuth und Verlassenheit speculirt, sie hatte va banque gespielt. Ihr Spiel war verloren. Mehrere Minuten maß sie mit zornfunkelnden Augen die arme Arbeiterin, sie war kaum eines Wortes fähig. Da aber, als Marie das Zimmer verlassen wollte, vertrat sie ihr den Weg.

„Elende Bettlerin!" rief sie, also belohnst Du die Wohlthaten eines edlen Mannes? Ha, ha, es nimmt sich ja stattlich aus, wenn Du Dich als Tugendheldin aufspielst, wenn Du von Ehre sprichst. Was ist denn Ehre? Mit welchem Recht nennst Du Dich ein ehrliches Mädchen und was hast Du denn überhaupt noch zu verlieren? Glaubst Du, Dirne, das irgend wer Dich in sein Haus aufnehmen wird, wenn Du diese überschritten hast? Wahrlich, es ist weit gekommen, sie spricht von Ehre, die Tochter eines Zuchthäuslers."

Mit einem dumpfen Schrei brach Marie zusammen. Die letzten Worte hatten sie zu tief getroffen, sie waren wie ein Dolchstich in das Herz der Unglücklichen gedrungen. Eine wohlthätige Ohnmacht nahm ihre Sinne gefangen, spiegelte ihr, sie der Wirklichkeit entrückend, süße Träume schönerer, glücklicherer Tage vor......

Als Marie wieder erwachte, befand sie sich in einem kleinen, elegant ausgestatteten und von einer mattrothen Ampel erleuchteten Boudoir, dessen Luft, von Wohlgerüchen geschwängert, ihre Sinne aufs Neue zu verwirren drohte. Sie blickte umher, sie wußte nicht, wo sie sich befand, erst nach und nach kehrten die Lebensgeister zurück, gewann sie ihr Unterscheidungsvermögen wieder.

Aengstlich forschende Blicke warf sie im Zimmer umher, sie schien die Elende zu suchen, der sie die mit Glanz übertünchte Schmach verdankte.

Eugenie von Seldern war nicht zugegen. Marie athmete, wie von einem Alp befreit, auf. Sie wollte sich erheben, fort wollte sie aus dieser Umgebung, je eher, je lieber, denn eine jede Minute schien ihr Gefahr zu bringen. Sie hatte ihre Kräfte überschätzt. Die Aufregung machte sie erlahmen, ihr durch Entbehrung aller Art geschwächter Körper war dergleichen Anstrengungen nicht gewachsen. Matt und kraftlos sank sie wieder auf das prächtige Ruhebett zurück. Da hörte sie plötzlich ihren Namen aussprechen, leise, milde, schmeichelnd, so süß, wie nur Liebe einen Namen auszusprechen vermag. Sie blickte empor, fast entsetzt schloß sie die Augen, denn an ihrem Lager wachte derselbe junge Herr, dem sie einst auf der Straße begegnet, der ihr die Arbeit in der Fabrik wieder verschafft hatte.

„Mein Fräulein," nahm derselbe mit sanfter Stimme das Wort, „zürnen Sie mir nicht, wenn Sie in diesem Hause bittere Erfahrungen gemacht haben. Ich bin daran unschuldig, denn glauben Sie mir, ich würde jedes Opfer bringen, um Sie glücklich zu sehen.

Marie hatte die Augen wieder aufgeschlagen, einen langen prüfenden Blick warf sie auf den jungen Mann, doch gleich darauf schlug sie enttäuscht die Augen nieder, denn es lag in seinem ganzen Wesen etwas dämonisch Lauerndes, was Marie entsetzen machte. Diese Töne waren nicht die der Empfindung, sondern der List, der Berechnung und Verschlagenheit. Geschaffen, eine Leichtfertige zu bethören, konnten sie nicht Wiederhall finden in dem Herzen des reinen, schuldlosen Mädchens.

„Sie schweigen, bin ich denn keiner Antwort würdig?" fragte der junge Mann, ihre Hand ergreifend, die sie ihm tiefer schreckt entzog. „O, wüßten Sie, was ich gelitten habe, seit ich Sie zuerst gesehen, Sie würden nicht so hart mit mir verfahren, wo doch ein Wort, ein Blick von Ihnen meinem Herzen Genesung bringen könnte. Eine Bitte, die ich erfüllen kann, würde mich zum Glücklichsten aller Menschen machen.

Marie hatte sich erhoben, die Gefahr gab ihr Kraft und im nächsten Augenblick stand sie hochaufgerichtet vor dem Zudringlichen.

„Mein Herr", sprach sie, „Sie wollen mir eine Bitte erfüllen, nun wohl, ich zähle auf Ihre Großmuth und will diese Bitte aussprechen: Lassen Sie mich von hier, befreien Sie mich von Ihrer Gegenwart, verschonen Sie mich mit Ihren Betheuerungen und Sie haben mich unendlich glücklich gemacht. Ich darf Ihre Worte nicht anhören, denn mein Herz ist bereits vergeben. — So, nun haben Sie meine Bitte vernommen und ich rechne auf Ihre Großmuth, ich glaube, Sie werden meine Bitte erfüllen!"

Marie hatte sich bei diesen Worten, ohne daß der junge Mann darauf achtete, der Thür genähert. Es war ihr, als ob sie in jedem Augenblick einen Kampf aufnehmen mußte, der ihre Kräfte überstieg, deshalb suchte sie sich den Weg zur Flucht freizuhalten.

„Das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben?" fragte der junge Mann behend. „Nun wohl," rief er plötzlich, seiner Gefühle nicht mehr Herr, „Du willst mir trotzen, schönes Kind, thue es, doch vorher sollst Du erfahren, daß Du Dich in meiner Gewalt befindest."

Ehe es Marie verhindern konnte, hatte er sich ihr genähert, er breitete die Arme aus, um die Unglückliche an das von Leidenschaft aufgeregte Herz zu drücken.

Marie fühlte die Gefahr, in der sie sich befand und dieses Bewußtsein verlieh der Schwachen eine fast übernatürliche Kraft.

Schon hatte der Elende den Arm um ihre Taille gelegt, da taumelte er plötzlich unter der Wucht eines furchtbaren Schlages zurück. Im selben Augenblick hatte Marie die Thüre aufgerissen und war aus dem Boudoir verschwunden.

Mörder.

„Ich weiß in der That nicht, lieber College, was wir mit dem Menschen noch beginnen sollen, meine Kunst ist erschöpft, und wenn Ihnen Ihre reiche Erfahrung auf diesem Gebiet keine Mittel giebt, dann wird es wohl dem Unglücklichen so ergehen, wie allen seinen Leidensgefährten. Er wird dieses Phantom mit sich umhertragen, bis ihn eben der Tod davon erlöst."

„Sie haben Recht, College, und doch wäre es entsetzlich, wenn dieser Mensch das Schicksal seiner Lebensgefährten theilen sollte. Geistig angegriffen und dennoch von Gesundheit strotzend wurde er hier aufgenommen und ist jetzt trotz der sorgsamsten Pflege fast zu einem Skelett abgemagert. Auch ich bin ja der Ueberzeugung, daß alle unsere Erfahrungen hier nichts nützen. Ist doch die ärztliche Wissenschaft gerade in Behandlung der Idioten und Halbidioten arg zurückgeblieben. Unsere treueste Helferin ist eigentlich die Zeit, aber auch sie vergeht oft zu schnell für uns und mit ihr die armen unglücklichen Geschöpfe, an denen wir unsere Experimente versuchen."

Dieses Gespräch wurde von den Aerzten einer Irrenanstalt im Westen der preußischen Monarchie geführt, als sie sich eben anschickten, den täglichen Rundgang durch die Stätte menschlichen Elendes anzutreten.

„Es ist wahr, lieber College," nahm der Erstere wieder das Wort, „wenn mich je in meiner Praxis der Anblick eines Individuums ergriffen hat, so ist es hier der Fall, denn wir haben es in dem Unglücklichen mit einem Menschen zu thun, das sieht man an seiner Arbeit und an seinem Fleiß, der der Gesellschaft wenigstens in seinen kleinen Verhältnissen treffliche Dienste leistet. Sehen Sie, wie zierlich ist das Rauchkästchen, welches er für mich arbeitete, ich muß gestehen, schon oft, wenn ich es benutzen wollte, kamen mir Thränen in die Augen und ich schäme mich dessen nicht, denn ich bin ja noch zu jung, um gegen das menschliche Elend, wie es sich hier darstellt, ganz abgehärtet zu sein. Was den Geist des Unglücklichen umschleiert, begreife ich nicht und glauben Sie mir, ich würde viel darum geben, könnte ich dem Geheimniß auf die Spur kommen. Doch gehen wir, es ist Zeit."

Beide Aerzte verließen das Berathungszimmer und traten ihre Wanderung durch die Räume an, die jeder Laie nur mit Entsetzen betritt, ihre Wanderung durch das Irrenhaus.

Während die Aerzte ihren Rundgang antraten, war ein junger Mann in einer der Zellen eben damit beschäftigt, einen kleinen, zierlichen Schrank zu vollenden. Das Werk mußte ihm wohl, nachdem es fast fertig vor ihm stand, große Freude bereiten, denn immer und immer wieder betrachtete er es mit Wohlgefallen, während seine geübte Hand an der blinkenden Politur hier und da nachhalf, die kleinste matte Stelle mit ängstlicher Sorgfalt zu entfernen, so daß die Außenseiten des Schrankes bald einer Spiegelfläche glichen.

Dabei summte der junge Arbeiter ein heiteres Lied und wer ihn in diesem Augenblick, umgeben von Hobelbank, Säge, Stechbeutel und all' den zum Tischlerhandwerk nothwendigen Utensilien, beobachtete, der konnte wohl kaum daran glauben, daß der fleißige Arbeiter sich in einer Irrenanstalt befand.

Da plötzlich zuckte er zusammen, im Nu hatte er den Lappen, den er zum Poliren noch soeben benutzte, bei Seite geworfen und flüchtete in die äußerste Ecke des kleinen, zellenartigen Raumes, wo er, scheue Blicke umherwerfend, sich ängstlich zusammenkauerte. Man hatte ein Geräusch wie das Schließen einer Thür vernommen. Nach der Thür auch richtete der Arbeiter die Blicke, und als zwei Herren durch dieselbe eintraten, rief er mit flehend erhobenen Händen: „O lassen Sie mich, ich habe es Ihnen ja schon so oft gesagt, ich bin kein Mörder, er hat mich gereizt und da habe ich ihn todtgeschlagen, aber morden wollte ich ihn nicht, gewiß nicht!"

Mitleidige Blicke warfen die Aerzte auf den Unglücklichen. Derselbe fuhr fort:

„Ist denn mein Begnadigungsgesuch verworfen worden? Sagen Sie es mir, Herr Gerichts-Director, und Sie auch, Herr Criminal-Commissarius, ich will dann zum Minister, nein, zum König selber. Der König ist gerecht, er wird mich vorlassen. Er wird mich begnadigen, denn ich will nicht sterben. Ich bin ja noch zu jung, um auf dem Schaffot zu enden."

„Sie werden ja begnadigt," erwiderte einer der Aerzte ernst, „vorausgesetzt, daß Sie sich ruhig verhalten und dem Gefängniß-Aufseher nicht immer so viel Nörgeleien verursachen. Der König hat auch schon geschrieben, er will den Schrank, den Sie da haben, annehmen, und wenn Sie nun noch einen solchen Schrank für den Herrn Justizminister verfertigen, dann können Sie fest darauf rechnen, daß das Todesurtheil an Ihnen nicht vollzogen wird."

„O, Dank, Dank, Herr Gefängniß-Director," rief der junge Mann, „und auch Ihnen Dank, Herr Criminal-Commissarius. Nicht wahr, und der Herr Minister kommt selbst, um den Schrank zu holen, damit ich ihn noch einmal bitten kann, daß er mich begnadigt, der armen unschuldigen Marie wegen. Kennen Sie sie nicht," fuhr der Irre in sichtlicher Aufregung fort, „sie ist ja auch in L. zu Hause. Sie müssen sie ja kennen, es ist die Marie, die so lange in der Rederschen Fabrik arbeitete, so lange bis ihr Vater das große Loos gewonnen hat."

Wie ein Blitzstrahl zuckte es über die Gesichter der Aerzte. „Dieses Mädchen, diese Marie auffinden, von der er phantasirt," sprach einer derselben leise, „und wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, den Unglücklichen zu retten." Dann verließen Beide lautlos die Zelle, um ihre Krankenbesuche in der Anstalt fortzusetzen.

Drohende Wolken.

„Hast Du an Müller und Sohn in Hamburg geschrieben?" fragte der Herr Commerzienrath Körner seinen einzigen Sohn, während er unruhig das Zimmer maß.

„Ja," erwiderte Leopold kurz.

„Und ist eine Antwort bereits eingetroffen?"

„So viel ich weiß, bis heute noch nicht."

„Das ist schlimm, sehr schlimm," sprach der Commerzienrath mit gedämpfter Stimme, während er die Thür seines Privat-Comptoirs schloß, um mit dem Sohn allein zu sein.

„Du ängstigst mich, Vater," sprach Leopold besorgt, „sollte es denn schon so schlimm mit uns stehen, das eine Lappalie von dreimalhunderttausend Mark über die Existenz des Hauses Körner und Sohn entscheidet?"

„Es ist so," erwiderte der Commerzienrath unwillig, „und was Du eine Lappalie nennst, ist eine Summe, die schon für ganz andere Häuser die folgenschwerste Entscheidung herbeiführte. Uebrigens ist es mir lieb, einmal mit Dir allein zu sprechen, denn offen gesagt, Deine Lebensart behagt mir nicht. Wenn ich Dir auch früher manches nachsah, so konnte ich das, denn Du warst mein Sohn und auf die Revenüen angewiesen, die ich Dir gutmüthig bewilligte. Seit sechs Monaten aber ist aus dem Sohn mein Socius geworden und meinem Socius darf ich Extravaganzen, wie Du sie begehst, nicht nachsehen, wenn ich nicht selbst das Gebäude, das ich durch Fleiß und Ausdauer in langen Jahren errichtete, in seinen Grundvesten erschüttern will."

„Wie, Vater, so verlangst Du wohl, ich solle der Ehre halber, der Socius der Firma Körner geworden zu sein, allen meinen Neigungen entsagen und von früh bis spät am Schreibpult zubringen, um Abends allenfalls zur Erholung ein Glas Thee oder Landwein zu trinken? Dann irrst Du Dich, Vater, meine Gewohnheiten weichen von denen, wie man sie vor fünfzig Jahren liebte, und ehe ich davon lasse, verzichte ich lieber auf die Ehre, als Chef an der Spitze eines großen Hauses zu stehen."

„Du wirst aber von diesen Gewohnheiten lassen, Leopold, wenn ich Dir sage, daß unser Haus dem Fall nahe steht, daß vor dem vergoldeten Gitterthor bereits der Bankerott lauert und es nur noch von der Gefügigkeit von Müller u. Sohn abhängt, demselben den Eintritt zu wehren."

„Wie ist das möglich, Vater?" fragte jetzt Leopold erschreckt, „wie ist es denkbar, bei einem Geschäft, das in seiner Branche zu den ersten Deutschlands zählt?"

„Das fragst Du?" rief der Commerzienrath, sich vergessend, laut. „Weißt Du denn nicht, daß Du in den letzten fünf Jahren allein über eine Million Mark vergeudet hast? Nenne mir doch ein Geschäft, das im Stande ist, so viel abzuwerfen, wie Du verbringst. Hast Du vergessen, daß ich zu wiederholten Malen nicht allein Deine Spielschulden berichtigte, sondern selbst gefälschte Wechsel einlöste?"

„Hm, freilich hast Du das gethan, Vater, doch was die Fälschungen anbelangt, trägst Du ja allein die Schuld. Denn hättest Du mich so reich unterstützt, wie es für meine Lebensart nothwendig, dann wäre ich nie in der Lage gewesen, durch kleine Kunstmittel meinen bedrängten Finanzen aufzuhelfen. Uebrigens darfst Du mir doch darüber keine Vorwürfe machen, ist es denn meine Schuld, wenn ich, im Wohlstand erzogen, keine andere Bestimmung des Lebens kennen lernte, als die, demselben alle möglichen Genüsse abzutrotzen?"

„Elender," rief der Commerzienrath bleich vor Zorn, „das wagst Du mir, Deinem Vater, zu sagen? Doch Du hast Recht," fuhr er mit einem schweren Seufzer fort. „Ich sehe es ein, ich habe schwer gefehlt, wenn ich Dir, von unentschuldbarer Liebe hingerissen, Alles nachsah. Ich hätte das Geld, das ich auf Deine Erziehung verwendete, lieber einem Institut zur Besserung verwahrloster Jungen schenken sollen."

„Freilich, Vater, es wäre das für Dich vielleicht besser gewesen. Du hättest dann wohl noch einen Orden mehr bekommen. Doch jetzt ist es zu spät, um das Geschehene gut zu machen," fügte er höhnisch hinzu. „Sage mir lieber, was wir thun können, um die drohende Gefahr abzuwenden. Du weiß ja, ich bin Dein Socius und habe als solcher das Recht, Auskunft von Dir zu verlangen."

„Freilich, Du bist mein Socius," erwiderte der Commerzienrath mit vor Erregung vibrirender Stimme, „doch deshalb bist Du auch mein Sohn, wenngleich ein ungerathener, der mir zur Schande lebt. Du pochst auf das kaufmännische Recht, Du verlangst von mir die Mittel zu wissen, wie wir unserer bedrängten Lage abhelfen. Vergiß nicht, daß jedes Recht erst durch Pflicht bedingt wird, und ich verlange diese vor, daß Du der ersten Pflicht nachkommst und zwar der Pflicht kindlichen Gehorsams."

„Was soll ich thun?"

„Du wirst von heute mit Deinem leichtfertigen Lebenswandel brechen, zunächst aber den Verkehr mit jenem verworfenen Frauenzimmer aufgeben, der Dich bereits seit Monaten dem Gespött aussetzt."

„Von wem sprichst Du, Vater?"

„Von wem sollte ich anders sprechen, als von der leichtfertigen Dirne, dem sogenannten Fräulein v. Seldern."

„Wenn Du weiter kein Opfer verlangst, da kommst Du mir in gewissem Sinne sogar entgegen, denn aufrichtig gesagt, Vater, die Dame beginnt mich bereits zu langweilen. Gut also, diese Bedingung nehme ich ohne Widerspruch an. Doch was ist damit gewonnen?"

„Das sollst Du sofort hören. Du kennst Fräulein Reder, die Tochter des Fabrikbesitzers Reder, mit der Du bereits wiederholt in Gesellschaften zusammentraffst"—

„Und der ich, wo es sich nur immer thun ließ, aus dem Wege ging," fiel Leopold in leichtfertigem Tone ein. „Was ist's mit dem Fräulein?"

„Scherze nicht, Leopold, denn ich bin wahrlich in diesem Augenblick nicht zu leichtfertigen Scherzen aufgelegt. Fräulein Reder ist die einzige Erbin ihres Vaters, den man auf zehn Millionen Mark schätzt. Eine Verbindung mit der Dame würde uns augenblicklich allen Verlegenheiten entreißen, und offen gesagt, als ich mich entschloß, Dich als Socius ins Geschäft aufzunehmen, that ich es nur deshalb, weil ich mir sagte, daß Deine Ausrüstung mit kaufmännischen Kenntnissen viel dazu beitragen dürfte, diesen meinen Lieblingsplan zu realisiren."

„Meine Verbindung mit dem bleichen, schwindsüchtigen Fräulein Reder ist also Dein Lieblingsplan, Vater?" fragte Leopold, kalt lächelnd. „Da thut es mir in der That leid, diesen Deinen Lieblingsplan vernichten zu müssen. Denn nie werde ich mich dazu hergeben, um den Preis meiner Jugend und meines Lebensglücks unser Firmenschild mit einem neuen glänzenden Firniß zu versehen."

„Leopold," bat der Commerzienrath, „bedenke, um was es sich handelt. Du siehst, Müller u. Sohn lassen uns auch im Stich. Sie müssen also schon ahnen, daß es nur ein erborgter Glanz ist, der unser Haus umgiebt. Habe ich in acht Tagen die 300,000 Mark nicht anderweitig beschafft, dann muß ich den Bankerott anmelden und das, Leopold, kannst Du abwenden. Mit Reder ist Alles besprochen und es bedarf nur noch Deiner Zusage und die Verlobung wird proclamirt. Bedenke, könntest Du es denn mit ansehen, wenn Dein alter Vater, mit Schimpf und Schande bedeckt, sein Haus verlassen und zum Bettelstab greifen müßte? Es wäre ja auch Dein Ruin, denn wer in der ganzen Stadt würde den durch seine Extravaganzen bereits in üblen Ruf gekommenen jungen Mann bei sich aufnehmen, wer ihm Vertrauen schenken?"

„Freilich würde das schwer halten," erwiderte Leopold, indessen wenn ich mich doch einmal verkaufen muß, so werde ich wohl noch eine hübschere Käuferin finden, als die blonde, schwindsüchtige Mamsell Reder. Und dann ganz so schlimm, Vater, wie Du sagst, dürfte es doch nicht sein. Du wendest eine kleine List an, die ich Dir von Deinem Standpunkt aus nicht verargen will. Du willst mich mit dem Bankerott schrecken, ich bin aber keine so ängstliche Natur und gegen dergleichen kleine Scherze abgehärtet."

„Einen Scherz sagst Du, Leopold?" fragte der Commerzienrath, auf's Neue erbleichend, „ich wollte es wäre so. Doch leider ist Alles, was ich Dir sagte, entsetzliche Wahrheit. Ich habe es Dir bisher verborgen, glaubte auch nicht, daß der Schlag mich so schnell treffen würde. Indessen, schwere Verluste, die ich in Amerika erlitt, haben den Fall meines Hauses, den ich bereits seit Monaten voraussah, beschleunigt. Schon hat die Mutter Alles, was sie an Geld und Pretiosen entbehren konnte, geopfert, um den Sturz aufzuhalten, so daß ich wenigstens noch die laufenden Verpflichtungen auf wenige Tage erfüllen kann. Wie Du mich hier siehst, Leopold, bin ich bereits ein Bankerotteur und nur von Dir hängt es ab, mich und Dich selbst zu retten."

„Ich will es ja, Vater," erwiderte Leopold doch bewegt, „ich bin auch bereit, Dir meine Freiheit zum Opfer zu bringen, denn ich bin erfahren genug, um zu wissen, wie ich mich in solchem Falle entschädige, indessen die Fessel, die Du mir anlegen willst, ist zu hart. Nicht eine Stunde könnte ich in dem Gedanken leben, der Gatte dieses alten und unschönen Mädchens zu sein. Du willst, daß ich mich opfere? gut, aber denke doch ein wenig nach, Dein Bekanntenkreis ist ein so großer, daß sich wohl auch noch eine andere Dame finden dürfte, die mir mindestens nicht unsympathisch ist."

„Leopold," bat der Commerzienrath, „erbarme Dich Deiner Eltern. In acht Tagen sind 300,000 Mark fällig. Bis dahin kann ich den Untergang der Firma Körner u. Sohn noch künstlich aufhalten. Ist bin dahin keine Rettung vorhanden, dann stürzt das Haus zusammen und wir sind unter seinen Trümmern begraben. Es ist also die höchste Zeit, daß Du Dich entschließest, unser Schicksal hängt von jeder Stunde ab. Bis morgen früh will ich Dir Bedenkzeit geben, und ich hoffe, daß Du dann nach reiflicher Erwägung der Angelegenheit gefügiger bist."

Der Commerzienrath verließ nach diesen Worten das Privatcabinet.

„Daß ich ein Thor wäre," sprach Leopold für sich, als er allein war, „meine ganze Zukunft zu opfern, um dem Alten eine Sorge zu ersparen. Was heißt denn heutzutage Bankerott? In wenig Tagen ist Alles geregelt und ein paar Monate später spricht kein Mensch mehr davon. Außerdem ist ja immer noch so viel vorhanden, daß der Vater zur Noth leben kann, denn der Besitz der Mutter ist, so viel ich weiß, gesichert und hat mit unserem Handelsvermögen nichts zu schaffen. Da wäre es wohl ein mehr als unüberlegter Schritt, wollte ich mich so leichtfertig in die Ehe begeben mit einem Frauenzimmer, das mich schon schaudern macht, wenn ich nur an sie denke. Wenn übrigens der Vater glaubt, daß ich mich, wenn der Bankerott wirklich hereinbrechen sollte, dadurch in allzu großer Verlegenheit befinde, so irrt er sich. Der Zufall war mir günstig und hat mir in einer glücklichen Stunde ein Mittel an die Hand gegeben, solchen kleinen Fatalitäten das Bittere zu nehmen. Ich also sehe nicht ein, weshalb ich mich einer Laune zu Gefallen opfern sollte. Nein, nein, Herr Commerzienrath, was den Punkt angeht, haben Sie sich in Ihrem Herrn Sohn geirrt."

Nach diesen Worten zundele er sich eine Havanna an und verließ, als wäre nichts vorgefallen, das Haus.

Obdachlos.

Marie hatte die Wohnung des Fräulein von Seldern verlassen. Athemlos jagte sie durch die Straßen, in jedem Augenblick wähnend, daß sie von den Elenden, die sie eben verlassen, verfolgt und gewaltsam wieder zurückgeführt würde.

Als sie die Wohnung der Mutter erreicht hatte, als sie das kleine, ärmliche Stübchen wieder betrat, erst da fühlte sie sich befreit, aber ihre Kraft war auch erschöpft. Mit einem lauten Aufschrei brach sie zusammen......

Monate waren seit jenem Abend vergangen. Marie hatte in Folge der erlittenen Angst und Aufregung eine schwere Krankheit zu bestehen, ein hitziges Fieber, und wenn sie überhaupt genas, so hatte sie es nur der sorgsamsten Pflege seitens der Mutter und der jugendlichen Kraft zu verdanken, die vereint dem Tod sein Opfer entrissen.

Sie hatte heute nach Monaten zum ersten Male das Bett wieder verlassen. Es war ein schöner Frühlingstag. Heiter lächelte die Sonne und sandte ihre belebenden, erquickenden Strahlen auch in das ärmliche Stübchen der Frau Freiwald, welche das Herz der eben von schwerer Krankheit erstandenen mit neuer Lebensluft erfüllen.

Wie hatte sich Alles während ihrer Krankheit verändert. Der Wohlstand war gewichen. Das lange Siechthum Marie's hatte Alles, was Fleiß und Anstrengung zusammengespart, aufgebraucht. Es sah wieder aus, wie zu der Zeit, als Marie in dem Herrn Leopold Körner einen Retter in der Noth erblickte. Ja noch schlimmer, denn selbst das Nothwendigste, einen Theil der Betten, hatte die unglückliche Mutter opfern müssen, um ihrer Tochter die erforderliche Pflege zu Theil werden zu lassen.

Traurig und öde, fast wie in unbewohnten Räumen, sah es in dem kleinen Stübchen aus, und das Lächeln der Genesung erstarb auf den Lippen des armen, bleichen Mädchens, als es auf ihre trübe Umgebung blickte.

Marie saß am Fenster und blickte gedankenvoll hinaus auf die fröhlichen Kindergruppen, die draußen spielten, sie dachte wohl, ihrer Jugend, der Zeit, wo sie, ebenfalls noch frei von Sorgen, sich in kindlicher Lust erging. Ihre Mutter war damit beschäftigt, das dürftige Mittagsmahl zu bereiten. Ein kärgliches Mahl war es, das sie bereitete und dennoch fürchtete sie wohl, daß es ihr Jemand rauben könne, denn regelmäßig, wenn sie Schritte vor der Thür vernahm, zuckte sie ängstlich zusammen und blickte dann auf Marie, als wollte sie bei derselben Schutz suchen. Schon oft hatte Marie dieses Spiel bemerkt und war immer selbst erschreckt, weil sie sich die Angst der Mutter nicht erklären konnte. Doch sie wollte, sie mußte wissen, was das Herz der Guten bekümmert.

„Es ist Nichts, mein Kind, antwortete diese auf Marie's dringende Frage. „Es kommt Dir wohl nur so vor, denn ich wüßte wirklich nicht, worüber ich erschrekken sollte."

„Mutter," sprach Marie, „täusche mich nicht, ich sehe es, daß Du unruhig bist, daß irgend eine Angst Dich foltert. O, bitte, sage mir, was es ist, denn die Ungewißheit würde mich tödten. Wem willst Du denn auch Vertrauen schenken, wenn nicht mir? Wer ist denn berechtigt, Deine Sorge zu theilen, wenn nicht ich? Also bitte, quäle mich nicht länger, sondern sage mir Alles."

Frau Freiwald kannte ihre Tochter. Sie wußte, daß diese, um die Mutter besorgt, nicht ruhen würde, und deshalb beschloß sie, ihr Alles mitzutheilen.

„Erschrick nur nicht, Marie," begann sie nach kurzer Pause, „denn es ist nicht so schlimm und ich hätte auch wirklich nie davon gesprochen, würdest Du es nicht verlangt haben; Herr Walter, der Hauswirth, war gestern, während Du schliefst, bei mir und sagte mir, er könne nicht länger warten, wir müßten die Wohnung verlassen, wenn ich nicht noch heute den rückständigen Miethszins erlegen kann."

„Auch das noch," seufzte Marie, ihr Gesicht verhüllend, um der Mutter ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

„Aengstige Dich nur nicht, gutes Kind," sprach Frau Freiwald, ihre Mittheilsamkeit tief bereuend, „Walter ist kein so böser Mensch, er droht wohl nur, um mich zur schnelleren Herbeischaffung des Geldes zu zwingen. Du weißt ja, daß er damals, als sie den armen Vater fortholten, auch drohte, daß er fast täglich bei uns war und doch nie seine Drohungen wahr machte. Er wird sich auch jetzt beschwichtigen lassen, zu warten, bis Du wieder Arbeit hast. Er weiß ja, daß wir ehrliche Leute sind, die ihm keinen Pfennig schuldig bleiben werden."

„Nein, Mutter," sprach Marie mit schwacher Stimme, doch im Ton innerster Ueberzeugung, „diesmal wird er sich nicht gedulden, das weiß ich bestimmt."

„Kind," sagte Frau Freiwald betroffen, „was sollte ihn veranlassen, mir gerade jetzt, wo du krank und elend bist, diese Bitte abzuschlagen?"

„Dasselbe, was den Werkführer der Reder'schen Fabrik veranlaßte, mir zu schreiben, daß er mich nicht mehr aufnehmen kann, was die Armen-Commission veranlaßte, Dir zu schreiben, daß sie Dir keine Unterstützung gewähren kann, was die ganze Welt veranlaßt, uns zu fliehen. Gute Mutter, Du weißt nicht, welch' einflußreiche Feinde ich habe, die alle Hebel in Bewegung setzen, sich zu rächen, nur, weil ich Ehrgefühl genug hatte, ein Leben voll Entbehrungen einem solchen von Luxus umgeben, vorzuziehen, wo es galt, diesen Luxus mit meinem ehrlichen Namen und mit der Ruhe des Gewissens zu bezahlen. O, warum, warum mußte der Vater von uns gehen warum mußte er uns genommen werden? Wäre er uns geblieben, die Versuchung hätte sich in so schändlicher Weise nimmer in dieses Haus gewagt. Ich will diesen elenden Menschen verzeihen, mag Gott einst über sie richten."

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und ein ältlicher, hagerer Mann, aus dessen grauen Augen Verschlagenheit und Berechnung sprachen, trat ein. Unwillkürlich schraken die Unglücklichen zusammen. War es doch der, an dessen Besuch sie eben noch mit Schrecken dachten, Herr Walter, der Besitzer des kleinen Häuschens.

Er war ohne anzuklopfen, eingetreten. Niemand konnte ihm dieses Recht streitig machen. Die Bewohner des Stübchens waren ja nur noch von ihm geduldet, so lange es ihm gefiel. Er konnte sie in jedem Augenblick vor die Thür werfen und man sah es ihm an, daß ihm eine derartige Hartherzigkeit nicht große Gewissensbisse bereitete.

Ohne auf Marie zu achten, deren bleiches, leidendes Aussehen einem Menschen Mitleid einflößen mußte, schritt er direct auf Frau Freiwald zu. Diese blickte ihn an, als wolle sie aus seinem Gesicht ihr Schicksal lesen.

„Sie kommen um Ihr Geld, Herr Walter?" fragte sie dann schüchtern.

„Das ist nichts Neues, was Sie mir da sagen," erwiderte Herr Walter höhnisch. „Ich will aber nicht darum kommen und deshalb bin ich hier, um Ihnen zu sagen, daß Sie, wenn ich nicht noch heute befriedigt werde, das Haus verlassen müssen."

„Lieber Herr Walter," bat Frau Freiwald unter Thränen, „Sie werden nicht so grausam sein. Sie wissen ja selbst, daß die Krankheit meiner Tochter mich aller Mittel beraubte. Sie kennen mich als eine rechtliche, tugendhafte Frau —"

„Tugendhaft, freilich! Tugendhaft bin ich auch, aber Jemandem sein wohlverdientes Geld geben, ist auch eine sehr große Tugend und eine rühmenswerthe Rechtlichkeit."

„Bedenken Sie doch, Herr Walter, es sind ja nur wenige Thaler, und Sie sind ein reicher Mann —,"

„Ein reicher Mann, sagen Sie," erwiderte der Hausherr streng. „Freilich, wenn man ein kleines Häuschen hat und Jedem gerecht wird, da heißt es, der ist ein reicher Mann. Da meinen Leute Ihres Schlages, man könne sich das Geld nur so aus dem Aermel schütteln. Aber ich habe auch Verpflichtungen und kann mich auf ein längeres Warten nicht mehr einlassen. Sie lebten ja doch bis vor wenigen Monaten in guten Verhältnissen und kamen Ihren Verpflichtungen auf's Pünktlichste nach. Damals freilich sah es in Ihrer Wohnung wie in einem Schmuckkästchen aus, so daß ich, wenn ich einmal hierher kam, gar nicht wieder fort mochte. Hatte eine gute, einträgliche Stellung damals das Fräulein Marie, die hätte sie behalten sollen, denn eine rechtliche Tochter muß einer Mutter jedes Opfer bringen."

„Jedes Opfer, sagen Sie?" fragte Frau Freiwald, „auch dann, wenn dieses Opfer ihre Schande verlangt?"

„Papperlapapp," was heißt denn Schande? Ist es etwa eine Schande, wie eine Prinzessin zu wohnen, von dem Sohn eines Millionärs angebetet zu werden? Nein, das ist Schande, wenn man in so jungen Jahren seinen Verpflichtungen gegen die Mutter nicht nachkommen kann."

„Herr Walter!" rief Frau Freiwald vor Zorn bebend, bedenken Sie, daß Sie von einem braven Mädchen sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wunder.

Die Wunderthäter früherer Tage hatten es besser, als heute. Als es noch keine Geheimpolizisten, noch keine vorwitzigen Berichterstatter gab, als man noch nicht an jede Wundermähr mit Zweifelsucht und Aufklärungswuth hinan trat, da war das Wunder noch in höherem Grade des Glaubens liebstes Kind als heute. Nicht blos im Abendlande, das zwar nicht so nüchtern und prosaisch aufgeklärt ist, als es häufig ausgeschrien wird, auch im eigentlichen Wunderlande, im Oriente, macht man es heutzutage den Wundern schwer, Gläubige und vollends staatliche Anerkennung und Billigung zu finden. So lebt, wie die „Lond. Times" berichtet, im fernen Osten, in Multan im Pendschab oder im Lande der fünf Flüsse, der Brahminen-Priester Murli Daß, ein frommer Mann, der mit seinen Anhängern die vielen Götter verehrt, deren Bilder in dem dortigen Tempel aufgestellt sind und die neben den Hauptgöttern Brahma, Wischnu, Siwa ehrfurchtsvolle Anerkennung genießen. Die Gläubigen opferten den Götzen und versahen gleichzeitig ihren Priester, Vorbeter, Tempelhüter und Wahrsager mit der einfachen Pflanzenkost, deren der fromme Mann bedurfte.

Seit drei Monaten jedoch trat hierin eine Aenderung ein. Neben dem Tempel befindet sich der Vorhof und in einem Winkel des letzteren zeigte sich an jedem Morgen ein großer Haufen des köstlichsten Weizens. „Die Götter senden es Euch, — predigte Murli Daß seiner Gemeinde, — nehmt und genießt es in Freude und mit Dank gegen die Götter." Und die Leute griffen zu und der Ruf des Priesters drang in die Ferne, denn daß die Gläubigen mit leeren Händen einen Tempel oder dessen Vorhof betreten und mit der Himmelsfrucht nahrhaften Getreides reich beladen zurückkehren, ist in Indien ein ziemlich seltenes Vorkommniß.

Neben dem Vorhofe des Tempels befindet sich das Vorrathshaus des britischen Militärcantonnements, welches den Weizen für die zahlreiche Armee-Abtheilung enthält, die bei Multan in Garnison steht. Ein Intendanturbeamter—in Preußen führen diese Herren die amtliche Bezeichnung „Mehlwürmer"—nahm eine der gewöhnlichen Revisionen der Vorräthe vor und entdeckte einen Fehlbetrag von vielen Tonnen Weizens. Der Aufseher des Vorrathshauses war ein bewährter Beamter, und als man den im Erdgeschosse lose lagernden Weizen gänzlich ausgeräumt hatte, entdeckte man in der Mauer ein großes Loch, das in den Vorhof des Tempels führte. Murli Daß wurde vernommen, gab an, daß er jeden Morgen Weizen im Hofe gefunden, denselben für das Geschenk eines der im Tempel verehrten Götter gehalten und an mittellose Hindus vertheilt habe.

Dem Kronanwalt leuchtete diese Anschauung nicht ein und er erhob im Namen „Ihrer Majestät Victoria, von Gottes Gnaden Königin von Großbritannien und Irland, sowie Kaiserin von Indien, Schirmerin etwelchen Glaubens Höchst ihrer getreuen Unterthanen" Anklage gegen den Priester. Dieser vertheidigte sich äußerst geschickt.

„Hat denn nicht—sagte er unter Anderem—Euer Gottesmann Elias bei der Wittwe zu Zarpath Mehl aus dem leeren Cad und Oel aus dem Krüglein verzehret und das Mehl ward nicht alle und dem Oelkruge mangelte nichts, bis daß der Herr wieder regnen ließ auf Erden? Und hat nicht Elisa mit zween Gerstenbroten hundert Männer gespeiset und ist noch davon übrig geblieben? Und hat nicht Euer Gott selbst von fünf Broten und zween Fischen fünftausend Mann gesättigt, ohne die Frauen und Kinder, und waren noch zwölf Körbe voll Brocken vorhanden? Warum wollt Ihr nicht glauben, daß meine Götter täglich diejenigen mit Weizen versehen können, die ihnen dienen? Schützt unsre großmächtigste Kaiserin nicht auch meinen Glauben?"

Der fromme Priester vermochte nicht, das Gericht zu seiner Ueberzeugung von der Macht seiner Götter zu bekehren, auch nicht davon zu überzeugen, daß er den Weizen in gutem Glauben vertheilt habe, und dasselbe verurtheilte ihn zur zulässig niedrigsten Strafe, in die Kosten und zum Ersatze des dem Vorrathshause entnommenen Weizens. Murli Daß hat sich dem Urtheile natürlich nicht unterworfen, sondern wird von Instanz zu Instanz appelliren und hofft, daß es doch noch einen Gerichtshof geben müsse, der ein gerechtes Urtheil zu fällen im Stande ist. Seine Anhänger aber, besonders diejenigen, die sich bei den Weizenspenden wohlbefunden haben, versichern, daß ihrem frommen Priester Unrecht geschehen ist und verurtheilen es höchlichst, daß sich der britische Glaubensschutz nicht über alle Götter und die von denselben gewirkten Wunder erstreckt. Murli Daß scheint ein Heiliger vom Schlage der Crispins zu sein, welche das Leder stahlen, um den Armen unentgeltlich Schuhe zu verfertigen. Dem Fortschritte der Menschheit hat er es zu verdanken, daß er nicht in geschmolzenes Blei geworfen wird, wie Crispin und Crispian, sondern mit einer gelinden Freiheitsstrafe davon kommt und in Betreff des Ersatzes des Weizens die Einrede mit Erfolg vorschützen kann: Wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern auch die Kaiserin das Recht verloren.

Waldschutz.

Die von der Legislatur des Staates New York ernannte Waldschutz Commission, welche die Frage über Erhaltung der Waldbestände in den Adirondacks zu untersuchen und der nächsten Legislatur entsprechende Vorschläge zu unterbreiten hat, hielt Ende voriger Woche in Saratoga eine Sitzung ab, zu welcher eine große Anzahl Interessenten eingeladen worden waren. Lemon Thomson von Albany, einer der bedeutensten Holzhändler des Staates New York, führte aus, die Hauptgefahr drohe den Holzbeständen nicht von der Art des Schlägers, sondern von den Waldbränden. Niemals würden zehn Prozent der Bäume auf einmal geschlagen und die Holzhändler sorgten sogar in ihrem eigenen Interesse dafür, daß keine Erschöpfung des Bestandes eintrete und der junge Nachwuchs durch hohe Bäume geschützt bleibe. Die Waldbrände richteten dagegen enormen Schaden an. Sie würden hauptsächlich durch die Nachlässigkeit von Jägern und Fischern herbeigeführt, welche Lagerfeuer anzündeten und dieselben dann verließen, ohne vorher für deren gehöriges Erlöschen zu sorgen. Man sollte derartige Personen unnachsichtlich bestrafen; auch empfiehlt es sich, Führer zu licensiren und diesen die Verantwortlichkeit für alle, in ihren respectiven Districten vorkommenden Brände aufzuerlegen.

Der letztere Vorschlag dürfte in der That viel für sich haben. Andere anwesende Holzhändler stimmten Thomson's Ansichten vollständig bei, nur gingen einige hinsichtlich der Empfehlung von Schutzmaßregeln noch etwas weiter und befürworteten zu diesem Zwecke u. A. die Anstellung berittener Patrouilleure. Abgesehen von den Bränden machen sie namentlich die Gleichgiltigkeit des Staates gegen das Schicksal des ihm gehörigen Waldlandes für den derzeitigen unbefriedigenden Zustand verantwortlich gemacht.

Verschiedenes.

— Aus den Wurzelknollen des tausendjährigen Rosenstockes in Hildesheim, die mit neuem Erdreich umgeben sind, ist dieser Tage ein neuer kräftiger Sprößling emporgewachsen, so kräftig, daß er, wenn er nicht aus der Art schlägt, wohl weitere tausend Jahre den Stammbaum wird fortführen können. Die „Osn. Ztg." bemerkt, daß vor sieben Jahren ebenfalls ein neuer Schößling sich dem Schooß der Erde entrang, welcher jetzt als kräftiger Stamm die Apsis des Domes umspannt.

— In Sheffield (England) hat sich am 9. Juli ein grauenerregender Vorfall zugetragen. Der Geschirrhändler Joseph Laycock wohnte mit seiner aus Frau und vier Kindern bestehenden Familie in einem Hofe bei White Croß. Am Abend des 9. Juli hörten die Nachbarn des Laycock, daß derselbe mit seiner Frau einen äußerst heftigen Streit hatte. Als am nächsten Morgen das Haus des Genannten ungewöhnlich lange verschlossen blieb, drangen die Nachbarn, von heftiger Unruhe ergriffen, in dasselbe ein. Hier bot sich ihnen ein grauenerregender Anblick dar. Sie fanden die Frau des Laycock todt mit durchschnittenem Halse auf dem Fußboden der Küche im Blute liegend. Die vier Kinder waren auf gleiche Weise ermordet und lagen in Blut gebadet in ihren Betten. Zwei der armen Kinder, die ihr Schicksal offenbar im Schlafe ereilt hatte, hielten sich noch an der Hand; die andern zwei Kinder scheinen aber erwacht zu sein und sich zur Wehr gesetzt zu haben. Der Mörder selbst lag im Bettzimmer, mit einer gefährlichen Schnittwunde am Halse, aber noch lebend. Laycock wurde seitens der Behörde in ein Hospital gebracht, und ein Protokoll über den Thatbestand aufgenommen. Man nimmt an, daß der Mörder zuerst die Frau, dann die Kinder getödtet und zuletzt an sich selbst Hand angelegt hat. Er zeigt große Reue über seine That, und schreibt die Schuld dem Branntwein und — der bösen Zunge seiner Frau zu, die ihn zur Verzweiflung getrieben habe.

— Auf Burg Niedeck im Elsaß, die durch Chamisso's Gedicht vom „Riesenspielzeug" allerwärts bekannt ist, hat jüngst der Vogesen-Club eine Gedenktafel für den Dichter feierlich enthüllt. Was von Burg Niedeck noch steht, ist ein mächtiger viereckiger Thurm, ein uraltes schwarzes Mauerwerk, das sich zwischen reichem Laub auf einem der dunklen Felsen erhebt, die den Kessel bilden, in welche der Niedeck-Fall hinabstürzt. Es ist sehr leicht begreiflich, daß an das finstere, große Schloß, welches den hohen Abschluß einer Reihe dichtbewaldeter Berge bildet und das in die Schlucht hinabsieht, aus welcher der Weg sich in die fruchtbare Ebene windet, die Sage sich angesetzt hat. Das Geschlecht, das oben gewohnt hat, mag den Bauern oft genug unheimlich geworden sein, und es ist ein trefflicher Wurf der Volkssage, daß sie das Mißverhältniß zwischen den streitbaren Rittern und den armen Bauern in die heitere Form umsetzte, daß diese dem kindlichen Riesenfräulein als Spielzeug dienen. Zu besuchen ist Burg Niedeck von dem unweit Zabern gelegenen kleinen Bade Wangenberg aus, von dem man es nach etwa fünfstündiger Wanderung durch Wälder erreicht, die nicht ihres Gleichen finden.

— Man schreibt aus Hamburg: Bisher hatten die rheinischen und westfälischen Industriebezirke den traurigen Ruf, vorzüglich der Schauplatz derjenigen Verbrechen zu sein, die man kurz, aber treffend als Lustmorde bezeichnet. Auch in der Nähe von Hamburg, auf der Elbinsel Moorburg, ist jüngst eine solche ungeheuerliche Schandthat verübt worden. Das beklagenswerthe Opfer derselben, ein in Hamburg wohnhaftes, achtbares 19jähriges Mädchen, Namens Ida Lachmann, hatte am Sonntag in Gemeinschaft mit dem hiesigen Fachverein der Schlosser und deren Angehörigen einen Sommerausflug nach Moorburg gemacht und sich dort beim Tanze trefflich amüsirt, bis sie von einem jungen, unbekannt gebliebenen Manne, der sich in die Gesellschaft unberechtigter Weise eingedrängt hatte, wegen Verweigerung eines Tanzes mit ihm in roher Weise beleidigt und bedroht worden war. Als Abends ein heftiges Gewitter entstand, zerstreuten sich die Theilnehmer des Ausflugs und suchten schleunigst auf den zur Abfahrt bereitliegenden Dampfer zu kommen. Dort wurde plötzlich mit Besorgniß das Ausbleiben des erwähnten jungen Mädchens bemerkt. Alle sofort angestellten Nachforschungen blieben erfolglos. Am nächsten Morgen sah ein Dampfschiffskapitän die Leiche eines jungen Mädchens, nur leicht vom Wasser bespült, in der Nähe der Landungsbrücke am Strande liegen. Es war Ida Lachmann. Die sofort vorgenommene Untersuchung ergab, daß der Tod nicht durch Ertrinken, sondern höchstwahrscheinlich durch Erdrosselung herbeigeführt war; am Halse befand sich ein blauer Streifen, das Gesicht war, wie das eines Erdrosselten, hochaufgeschwollen und aus Mund und Ohren ergoß sich Blut. Augenscheinlich war der Unglücklichen, deren Hände wohl in heftiger Gegenwehr sich krampfhaft geballt hatten, auch noch sonstige Gewalt angethan worden. Der Thäter des infamen Verbrechens, muthmaßlich der erwähnte junge Mann, hat bisher nicht ermittelt werden können.

— Der Scharfrichter von Madrid — Francisco Ruiz Castellanos heißt der Biedermann — versteht keinen Spaß. Unlängst begab er sich, nachdem er seine Gebühren bezogen hatte, in Gesellschaft mehrerer Personen von zweifelhaftem Ruf in eine Schänke. Von da besuchten sie noch mehrere Weinausschänken, und die Libationen wurden ununterbrochen fortgesetzt, bis sich die Köpfe erhitzten. Da sagte auf einmal einer der Gefährten Castellanos' zu ihm: „Du bist ein Feigling, das war Dir schon recht, daß man Dir in Xeres sieben Unglückliche übergeben hat, um ihnen das Leben zu nehmen, weil sie gebunden waren. Wären sie frei gewesen, so würdest Du es nicht gewagt haben, sie zu berühren." „Gehn wir hinaus!" erwiderte der Scharfrichter, „Du wirst sehen, ob ich einen Menschen umbringen kann, ob er gebunden ist oder nicht." Und eine Pistole aus der Tasche ziehend, feuerte Castellanos einen Schuß auf seinen Gegner ab, der schwer in die Brust getroffen wurde. Auf das Krachen des Schusses erschienen Sicherheitswachen und machten die ganze saubere Gesellschaft dingfest. Als Castellanos im Gefängniß ankam, beklagte er sich nur, daß ihm seine Gefährten, denen er die Zeche bezahlt hatte, auch überdies sein Geld weggenommen hätten.

— Mißverstanden. Der Regent eines deutschen Staates läßt sich während eines Hofballes einige der geladenen Landtagsmitglieder vorstellen. Die Reihe kommt auch an den Abgeordneten der Stadt T. und hierbei fällt dem Fürsten ein, daß in dieser Stadt gerade mit Eintritt des neuen Jahres ein großes Feuer gewüthet hatte. Er beginnt deshalb das Gespräch mit den Worten: Sie haben ja, wie ich hörte, in der Sylvesternacht einen großen Brand gehabt.—Ach nein, Majestät, erwidert geschmeichelt und beschämt zugleich der Volksvertreter, es war bloß ein kleiner Spitz.

Eine Kußstatistik

ist sicherlich ein interessantes Ding für Alt und Jung. Eine solche hat ein sehr gewissenhafter Franzose geliefert, der sich vornahm, über die Anzahl der Küsse, die er seit der Stunde seiner Verheirathung mit seiner Frau gewechselt, getreu Buch zu führen, bis der Tod ihn oder die Gattin abberufen sollte. Er ist dieser Tage nach 20jähriger Ehe gestorben und hat, kurz bevor er seinen letzten Athemzug that, einem Freunde diese seine originelle Kußstatistik zur Veröffentlichung übergeben. Diese ist äußerst interessant. Während des ersten Jahres ihres Ehelebens erreichte die Anzahl der ausgetauschten Küsse die ganz colossale Summe von 36,500 oder durchschnittlich 100 Küsse per Tag. In den nächsten 12 Monaten zeigte sich schon eine starke Abnahme und wurden bis 16,000 dieser süßen Liebesbezeugungen ausgetauscht, während das dritte Jahr eine noch stärkere Abnahme aufwies, mit einem Durchschnitt von nur 10 Küssen per Tag. Nach Verlauf von 5 Jahren sank diese Zahl auf 2 Küsse per Tag herab, einen beim Erwachen des Morgens und einen beim Schlafengehen. Doch auch dabei blieb es nicht und während der letzten 10 Jahre seines Ehelebens hatte der gewissenhafte Statistiker nur sehr wenig Mühe, indem die Gatten nur dann einen Kuß austauschten, wenn sie in Folge einer Reise von einander schieden, oder nach der Rückkehr sich wiedersahen.

— Schnell umgesattelt. Neffe: „Ich wäre glücklich, wenn ich ein so verständiges und einsichtsvolles Wesen, wie meine Cousine ist, zur Frau bekommen könnte!" — Reicher Onkel: „Na, weißt Du, ich werde mit ihr reden, und wenn sie ihre Zustimmung gibt, so hab' ich nichts gegen die Partie!" — Neffe: „Aber, ich bitt' Dich, Onkel, wer wird denn da erst so ein dummes Mädel lang fragen!"

— Aus dem Gerichtssaal. — Richter: „Euer Mann soll neulich, als der Schneider Lehmann ihn wegen einer alten Schuld zu mahnen kam, in stark angetrunkenem Zustande vom Sopha aufgestanden sein und demselben eine Ohrfeige versetzt haben. Wißt Ihr etwas von der Sache?" — Frau: Nein, Ew. Gnaden! Ich war grad' auswärts. Aber das glaub' i nit von meinem Mann!" — Richter: „Weshalb nicht?" — Frau: „Na sehen's, wenn der nämlich seinen Rausch hat, da steht er halt nimmer auf! Da kenn ich'n besser!"

— Ein österreichisches Provinzialblatt brachte kürzlich folgendes Inserat: „Eine Wittwe, die noch im Besitze der vollständigen Garderobe ihres seligen Gatten ist, wäre geneigt, wenn sich ein passender Herr fände, wieder in den Ehestand zu treten." — In diesem zarten Anerbieten ist ausdrücklich von einem „passenden Herrn" die Rede. Damit ist wohl ein Herr gemeint, dem die Garderobe des Seligen paßt.

— Bezeichnend. „Ach, sagen Sie 'mal, mein Lieber, Sie waren gewiß recht lange verreist?" — B.: „Nein, warum denn — wie kommen Sie zu dieser Frage?" — A.: „Wissen Sie, Sie sehen mir gar so zurückgekommen aus!"

— Glücklicher Ausgang. Herr Löwenmaul wird zum amerikanischen Duell gefordert. Er zieht das schwarze Loos und hat sich binnen 24 Stunden eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Nach etlichen Tagen sieht ihn ein Herr, der hievon Kenntniß hat, noch wohlgemuth herumspazieren. „Nun, Herr Löwenmaul," fragt er ihn, „wann werden Sie sich denn die Kugel vor den Kopf schießen?" — „Hab' schon, hab' schon!" antwortet dieser, „hab' mer aber zum Glück net getroffen!"

— Ein milder Winter. Pfarrer (in der Schule zum kleinen Xaver): „Wann hatten wir einen milden Winter?"—Xaver: „Im vorigen Jahre."— Pfarrer: „Wie so?"—Xaver: „Da war der Herr Lehrer krank!"

— Offen. Förster: „Jetzt muß ich Ihnen doch erzählen, Herr Schulze, was mir neulich auf der Jagd passirt ist. Ich — —" Jagdgast: „Lieber Förster, wenden Sie sich nur an Ihren anderen Nachbar — ich lüge selbst!"

— Ein unglaublich malitiöser Druckfehler macht, wie man aus dem Haag schreibt, die dortige spottlustige Gesellschaft lächeln. Das „Dagblad van Zuidholland" brachte einen außerordentlich überschwänglich gehaltenen Nachruf auf den todten Kronprinzen Alexander. Am Schluß des überaus gefühlvoll poetischen Artikels kam aber dann bei der Aufzählung aller Tugenden und Eigenschaften des verstorbenen Prinzen folgender Satz zum Vorschein: „Er (der Prinz) war mittelmäßig wie alle Oranier!" — Heißen sollte es natürlich „middelmatig", sondern „mildbadig" (mildthätig) wie alle Oranier; aber es giebt manche Leute im Haag, welche den Druckfehler nicht für verbesserungsbedürftig erachten.

— Eine Schauspielerin wird von einem Elegant nach ihrem Alter gefragt. „28 Jahre," lispelte die Holde, und da ihr Vis-a-vis ein etwas ungläubiges Gesicht macht, wendet sie sich zu ihrem durch seine Bosheit bekannten Nachbar mit der Bitte um Bestätigung. „Nicht wahr, Doktorchen, ich habe doch Recht." „Gewiß, mein Fräulein, dieser Ansicht bin ich auch schon seit zehn Jahren!......

— Bündige Correspondenz. Apotheker X. in L. schreibt einem sich bewerbenden Gehilfen: „Engagire Sie hiemit. Salair 150 Thaler pro anno; freie Kost. und Wohnung 5. Etage."— Der Gehilfe antwortet darauf unverzüglich: „Berlin, den 10. Dezember. Danke! Wohnung zu hoch, Gehalt zu niedrig. Ergebenst Schulze."

— Fanny Elßler, die berühmte Tänzerin, besaß eine sehr geräumige Garderobe, an deren Eingang zwei große Lakaien Wache hielten; aber man sah darin keine Teppiche, sondern nur — Kreide. Kreide auf dem Tische, Kreide auf dem Boden, auf der Toilette, denn die Kreide ist das unentbehrliche Hilfsmittel jeder Fußkünstlerin, die sich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um keinen — faux pas zu machen. Eines Abends kam ein Bühnendichter, Namens Bural, zu Fanny, die ihm mit den Worten entgegenstürzte: „Ich bin außer mir, ich soll sogleich auftreten und man hat mir meine Kreide gestohlen. Ich habe Alle schon um Kreide bitten lassen, aber Niemand will welche haben; man hat sich gegen mich verschworen, um mich zu hindern, gut zu tanzen. Sie schaffen mir Kreide, nicht wahr?"—„Aber, theures Fräulein, ich weiß nicht, wo ich sie finden soll." — „Gehen Sie, ich zahle jeden Preis. Sie haben noch eine Viertelstunde, ehe der Vorhang aufgeht; ich erwarte Sie."—Es war elf Uhr und jedes Geschäft geschlossen. Herr Bural hatte keine Ahnung, wo er den ersehnten kohlensauren Kalk auftreiben sollte. Er eilte jedoch fort, kehrte vor der Viertelstunde zurück und brachte zwanzig Stücken Kreide mit. — „Was bin ich Ihnen schuldig?" fragte Fanny.—„Zehn Gläser Zuckerwasser," antwortete der Dichter, „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuser gehen, um diese Kreide zu stehlen."